

Ilija Trojanow, *Gebrauchsanweisung für Indien*, München: Piper 2006 (2. Auflage), 192 Seiten, 12,90 Euro

Der persönliche Blick des Indienkenners Ilija Trojanow auf die älteste existierende Kultur der Menschheit, auf das vielfältigste Land der Welt ist ein Masala-Mix voll unerwarteter Einsichten. Eine überraschende, vergnügliche Entdeckungsreise in das Land der Widersprüche: Anhand populärer, mehrdeutiger Begriffe wie Guru, Tamasha oder Maya unternimmt Ilija Trojanow, der über sechs Jahre in Indien lebte und ausgiebig dort reiste, einen erfrischend anderen Streifzug durch den heutigen Alltag zwischen Chutney, Cricket und Croquet, zwischen Armut und Ayurveda, Saris und Sufis, Raga und Bhangra, Cybergöttern und Popidolen. Dabei kann Trojanow auf unterschiedlichste eigene Erfahrungen zurückgreifen, etwa als Hauptdarsteller bei einer indischen Hochzeit oder in einer Nebenrolle bei einem Bollywood-Schinken. Mit seiner ironischen Perspektive schlachtet er dabei durchaus auch heilige Kühe, vor allem die der europäischen Wahrnehmung.

Der Autor hat seinen etwas anderen Indienführer mit Hilfe von signifikanten und durchaus mehrdeutigen Begriffen aufgebaut. An Hand dieser Begriffe wie Guru, Mantra, Aum, Maya, Tamasha, Monsun usw. folgen wir dem Autor bei der interessanten Lektüre durch den heutigen Alltag. Er warnt vor Hochstaplergurus, Betrügergurus und Verrücktengurus, empfiehlt

die Online – Gurus. Wir erfahren viel über kulturelle Kompetenz, die Mysterien des leidenschaftlich betriebenen Cricket-spieles, die Besonderheiten indischer Waschmaschinen, die Verwendung von Kondomen als Gleitmittel für Weberschiffchen, die Vielfalt des indischen Fernsehens und seine Begegnungen auf einer landestypischen Monsun-Willkommens-Party. Wir erfahren viel über Götter und eine fast öffentliche Erotik. Er beschreibt die drei Ebenen eines Tempelfrieses ebenso wie den Fakir auf seinem Nagelbrett. Und es gibt auch keine heiligen Kühe, weil etwas Heiliges ja angebetet wird und es gibt bekanntlich in Indien keinen Tempel, der einer Kuh gewidmet ist. Es gibt Tempel, die einer Ratte gewidmet sind.

Besonders beeindruckte ihn, wie die sich von ständigen „Krisen geschüttelte Nation wie im Rausch auf den Goldesel Software stürzt. Endlich ein Hoffnungsschimmer am Horizont.“ Der Autor schwärmt von Indien, verschweigt aber auch nicht die grenzenlose Armut und den unvorstellbaren Dreck in den Städten. Die Zukunft der Welt kann nur in der sozialen Gerechtigkeit liegen, und da muss Indien noch viel aufholen.

Christina Kamp

Namita Gokhale, *Großmutter Tempel*, Berlin: Lotos-Verlag 2006, 303S., 17,80 Euro

Der Roman „Großmutter Tempel“ handelt vom Aufstieg eines Hindu-Tempels in einem Delhieser Slum. Die Entwicklung spiegelt viele Facetten der jüngeren indischen Geschichte wider, von der Urbanisierung, Binnenmigration aus ärmeren Regionen bis hin zum religiösen Eklektizismus, der beispielhaft für die Neuerschaffung sozialer Identitäten in der Großstadt steht - oft unter dem Einfluss medialer Glücksverheißungen. Erzählt wird die Geschichte aus der Perspektive der heranwachsenden Enkelin Gudiya, deren Großmutter, „Ammi“ genannt, die zentrale Figur des neu entstehenden Heiligenkultes ist. Bevor widrige Umstände sie zur Flucht zwangen, lebten sie in einem tatsächlich oder durch die Erinnerung überhöhten, prächtigen Haveli. In der Tradition der Kurtisanen stehend, wurde Ammi seinerzeit für ihre Schönheit und glasklare Stimme gerühmt, mit der sie ihre männlichen Gäste unterhielt. Ob sie jedoch tatsächlich einer „wohlhabenden muslimischen Familie“ entstammt, mag eine ebenso erfundene Genealogie sein wie ihre spätere Behauptung, eine brahmanische Witwe zu sein.

Daran, dass permanente Veränderungen und Widersprüche die Hauptkonstante in ihrem Leben darstellen, gewöhnt sich Gudiya schnell und wird zu einer wachen Beobachterin der Verehrung ihrer Großmutter als Heilige sowie des regen Geschäftstreibens um den Tempelkomplex, an dem immer mehr Menschen partizipieren. Trotz fehlendem religiösen Wissen, erscheint die

geschäftstüchtige Großmutter nie als Betrügerin. Vielmehr entwickelt sie eine echte Spiritualität und zieht sich immer häufiger in ihre Meditationen zurück. Anders als für ihre Anhänger, ist diese Wandlung für Gudiya eine äußerst schmerzhafteste Erfahrung, denn nachdem die Mutter sie schon verlassen hatte, fühlt sie sich nun auch von ihrer Ammi vernachlässigt. Als diese stirbt, nimmt Gudiyas Einsamkeit und Desorientierung weiter zu. Erneut wird sie ihrer vertrauten Umgebung, dem Tempelgelände, entrissen, wo nun eine nachgeholte „Brahmanisierung“ in Gestalt eines Brahmanen erfolgt, der sich anschickt, die „Verwaltung“ des spirituellen Erbes seiner Gründerin auszuführen. Gudiya ist unfähig, ihre klugen Reflexionen in eigenverantwortliche Handlungen zu übersetzen. Am Ende bleibt die Frage, wie es sein kann, dass sie trotz ihrer Erfahrungen, Vorstellungskraft und Menschenkenntnis keine Vision für ein selbständiges Leben entwickelt.

Der Übersetzerin Annemarie Hafner ist es gelungen, den Sprachwitz und Rhythmus, aber auch die melancholischen Töne des Originals ins Deutsche zu übertragen. Zugleich vermittelt sie ein Gespür für die Eigenart und Eigenständigkeit des indischen Englisch als Literatursprache. Eine ausführlichere Version dieser Rezension ist im Internetportal des Südasien-Informationsnetz e.V. (www.suedasien.info) erschienen.

Nadja-Christina Schneider